

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 16 (1912)

**Artikel:** August Boesch  
**Autor:** Moser, Heinrich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571699>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

anprobieren, und — seien Sie mir nicht böse, Frau Direktor!“

Sie hob das Lämpchen in die Höhe; sein flackernder Schein überhufchte das kleine blasse Gesicht mit dem ergreifenden Ausdruck um Augen und Mund.

„Wie sollte ich Ihnen böse sein?“ entgegnete Frau Hochstätter erschüttert. „Ich habe Sie warnen wollen,

weil ich Sie lieb habe. Aber von uns Menschen will jeder seine eigenen Wege gehen; Gott gebe Ihnen Kraft auf den Ihrigen!“

Dann trat sie hinaus in die schon nächtliche einsame Glücksgasse, und der Wind raschelte im dürren Laub und segte welke Blätter in den Flur...

(Fortsetzung folgt).

## August Boesch.

Mit Bildnis des Künstlers und dreizehn Reproduktionen im Text.

Der Ende August letzten Jahres wiederholten Schlaganfällen erlegene Bildhauer August Boesch war ein Toggenburger Kind. Im Jahre 1857 zu Ebnat geboren, verlebte er als eines der jüngsten einer großen Geschwister-schar Jahre heiterer Jugend, an deren mannigfache, oft auch ausgelassene Knabenabenteuer er sich noch in der letzten Zeit seines Lebens lebhaft und mit ungeschmälerter Freude erinnerte. Der Vater starb ihm früh, und die ganze große Erzieherarbeit lag nun der Mutter ob. Sie muß eine feine und geschickte Frau, so vom Schläge der Regel Anrain, gewesen sein, die genau wußte, wann sie Gustlis Jungbubensstreiche auf die eingegangenen Klagen hin bestrafen oder mit einem Lachen der Entschuldigung zu belohnen hatte. Er hat ihr allzeit das liebevollste Andenken bewahrt. Im dritten Schuljahr beschlich ihn, als Folge des Scharlachfiebers, die Taubheit. Wie er das Unheil nahen fühlte, erst im Umgang mit den Kameraden in der Klasse, dann mit dem Lehrer und mit der Familie, vermochte er in den letzten Lebensjahren noch mit einer Anschaulichkeit zu erzählen, als wär's ein Erlebnis von gestern. Dies langsame unaufhaltbare Versinken in die lautlose Stille — was für ein grausames Schicksal für den intelligenten Jungen! Glücklicherweise hatte er noch in die Anfangsgründe des Unterrichts eingeführt werden können. Ein zweijähriger Aufenthalt in der Taubstummenanstalt in St. Gallen förderte ihn dann doch so, daß er das Wort dem Sprechenden ablesen konnte, mehr eigentlich aus dem gesamten Gesichtsausdruck selbst als von den Lippen. Er führte später eine regelmäßige, schöne Handschrift, wurde ein trefflicher Briefschreiber und lernte nachmals in der Fremde die französische und

italienische Sprache verblüffend rasch und sicher, gewiß Beweis genug für eine nicht gewöhnliche Intelligenz. Sie zeigte sich auch in der Auswahl seiner Lektüre. Er wählte nur das Beste, las es zwei-, dreimal und gab das Buch weiter. Zu seinen bevorzugten Autoren gehörte Carl Spitteler, dessen „Olympischer Frühling“ ihn auf seinen zahlreichen Fahrten von und nach Rom unfehlbar begleitete, sodas er gewisse Gesänge zehn- und zwanzigmal las. Von 1873 bis 1875 machte Boesch in Niesbach die Lehre als Steinhauer durch. Dabei wurde dem geschickten und strebsamen Lehrling in der Kantonschule und dem Polytechnikum Gelegenheit zum Zeichnen und Modellieren gegeben. Während der Wintersemester der Jahre 1875 und 1876 besuchte er die Kunstgewerbeschule in München. Der Trieb zur Kunst war in ihm unbezwingbar; aber auch die Erkenntnis war ihm gekommen, daß das Handwerk, d. h. in unserm Falle die Beherrschung des Technischen, aller Kunst vorausgehen muß. Es verlangte ihn nach gründlicheren Studien, und die betrieb er bis 1879 in der Klasse des Prof. Witmann an der Akademie München. Man steckte damals auf Deutschlands Kunstschulen mitten im Klassizismus und mißhandelte die Antike, bis sie den Schülern zum Abscheu wurde. Auch Boesch gewann erst lange nachher wieder ein Verhältnis zu ihr, in den Jahren seines Romaufenthaltes.

Tüchtige Köpfe aus der Schweiz fanden sich damals in der Kunststadt an der Isar zusammen. Man begegnete sich nach der Tagesarbeit im „Affentasten“ des Augustinertellers über der „Lumpensuppe“, einer Spartanerbrühe mit Lungeneinlage: Stauffer, Boß, Berlepsch, Stäbli und andere waren tägliche Gäste. Unter allen machte des letztern Persön-



August Boesch (1857–1911). Kottäppchen. Decorative Sandsteinskulptur im Hirschengrabenschulhaus Zürich (1894).



August Boesch (1857–1911). Max und Morik. Decorative Sandsteinskulptur im Hirschengrabenschulhaus Zürich (1894).

lichkeit mit ihrer glücklichen Mischung von Genie und vornehmer Bohème einen bleibenden Eindruck auf den Toggenburger Kunstnovizen. Sein Gesicht konnte leuchten, wenn er von Stäblis hohem Können und seinem Respekt vor der Kunst sprach; aber er konnte auch fausten vor Zorn in der Erinnerung an des Meisters Not und lange Hintansetzung durch die Konkurrenz in München, die ihm „erst, als er auf dem Todtbette lag und ihr nicht mehr schaden konnte, die goldene Medaille zuwarf“.

Dem Jungen wurde der Ältere zum Vorbild. Eine innere Tüchtigkeit, Achtung vor der Kunst und der Ernst, mit dem er stets an sie herantrat, halfen ihm in München und später in Paris und Florenz über die Gefahren der künstlerischen Bohème hinweg. Der Akademie München mit ihrer greulichen Verelendung der Antike entran er noch rechtzeitig, nicht ohne vorher sein „Meisterstück“, die Gruppe von Oedipus und Antigone, zu zertrümmern, im Grimm darüber, daß man ihm zumutete, das antike Heldenpaar als Dekorationsstück für einen Bahnhof herzugeben.

Während eines fünfjährigen Aufenthaltes in Paris vervollkommnete er sich in der Handhabung der Technik und läuterte seinen Geschmack durch vertiefende Studien an der Ecole des Arts décoratifs und nebenbei in verschiedenen Ateliers. Tage der Not blieben ihm auch da nicht erspart, mußte er doch eine Zeit lang sein Quartier in einem Holzschopf des Montrouge aufschlagen, wo ihm Regen und Wind an jedem Wettertag durch hundert Fugen hinein ihre Aufswartung machten. Aber er hatte Willen und Kraft und den Glauben an eine aufwärts führende Zukunft. Leider teilte der wohlhabende Marchand de vin, bei dem er eine Zeit durch wohnte, diesen Glauben nicht. Boesch hatte sich in dessen adrettes Töchterchen verliebt. Als er nun eines Tages in Frack und Zylinder aufrückte und um die Hand der Kleinen warb, machte der Alte dumme Augen und rupfte ihm seine Positionslosigkeit vor. „Das soll nicht das geringste Hindernis sein! Sie haben ja das Geld!“ erwiderte Boesch dem schwerbegriffigen Padrone, wodurch er natürlich seine Situation nicht verbesserte.

Im Atelier Boileaus, des Schöpfers des Gambettadentmals, errang er sich denn zuletzt doch eine ehrende Stellung, mußte aber mit den Deutschen, die neben ihm waren, vor der Heze der Franzosen weichen.

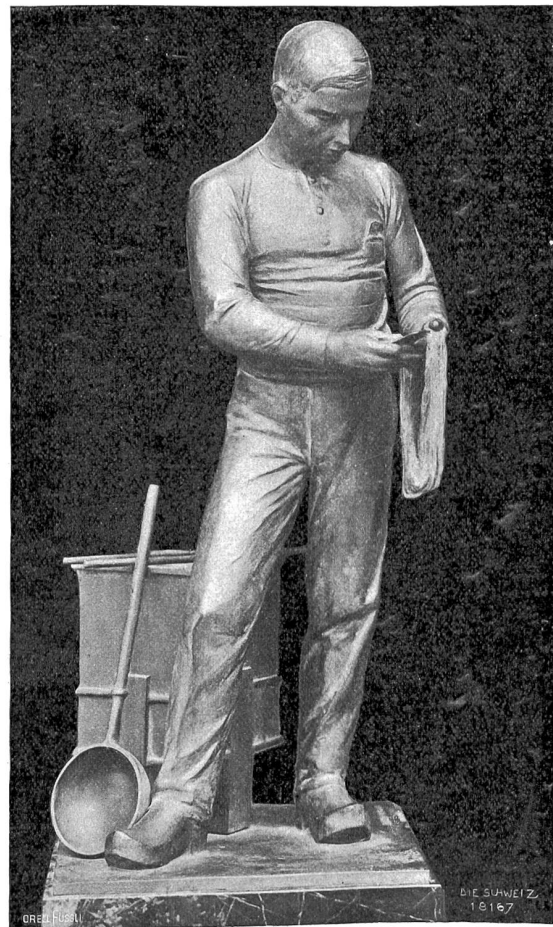
Er wandte sich nach Zürich. Hier packte ihn die Not von neuem an. Er mußte anfangs wieder als gewöhnlicher Steinhauer auf Bauplätzen arbeiten. So auch für die Kreditanstalt — nicht lange; denn als er sich einmal ein ungeschminktes Urteil über die Fassade erlaubte, wurde er vom Architekten kurzerhand weggewiesen. Der Freimut, mit dem er unkultiviertem Architekten-, Philister- oder Bürokratengeschmack in Sachen der Plastik und Architektur auch fernerhin zu begegnen pflegte, hat ihm oft genug geschadet. Aber er konnte nicht anders: Hochachtung vor der Kunst und Ehrlichkeit gegenüber der Welt lagen nun einmal in seiner kraftvoll



Hugolf Boesch (1857–1911).  
Acqua fresca (Bronzestatuetten).

männlichen Natur. Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit waren Grundzüge seines Charakters; auf die Klugheit, die im Verkehr mit der Welt die Nachteile dieser Tugenden hätte ausgleichen können, verzichtete er. Alles Demüteln, Antichambrieren und Konzeffionemachen war ihm im Grund der Seele verhaßt: „Allzeit lieber Feldhund als Kettenhund!“ war seine Losung.

1887 ging er nach Florenz, wo er in Gesellschaft zweier junger mitstrebender Schweizer ein glückliches halbes Jahr verlebte. Mit dem einen, Kunstmalers Steiger, teilte er das Atelier, eine Waschküche, hoch unterm Dach oben, wo man den freien Ausblick genoß auf den Dom mit Giotto's herrlichem Turm, hinüber nach Fiesole und weit hinaus in die reizvolle Hügellandschaft der Toscana. Am Vormittag wurde eifrig Alt gezeichnet in der Akademie, wozu die Fremden freien Zutritt hatten; nachmittags suchte man, oft gemeinsam mit dem St. Galler Architekten Gmür, jetzt Kammerfänger in Weimar, die Kunststätten von Florenz und Umgebung ab. Die toskanische Kunst, namentlich des Bargello, machte großen Eindruck auf Boesch. Das Honorar für



Hug. Boesch (1857–1911). Seidenfärber. Bronze in Thalwiler Privatbesitz.

die wohlgelungene Büste einer jungen reichen Florentinerin hob ihn hier über alle Not hinaus. Trotz seiner Taubheit fand er auch hier immer leicht die nötigen Modelle für seine Studien.

In Zürich wurden die Zeiten dann für ihn doch auch besser. Er schuf eine Reihe von Büsten, in eine Zürcher Villa einen sehr bewegten Knabenreigen als Kamin schmuck. Dann war er für Bauten dekorativ tätig, so für die Villa Wegmann, Hotel Bellevue, Bürgli, Wädenswil; das Verwaltungsgebäude der schweizerischen Lebensversicherungs- und Rentenanstalt Zürich erhielt von ihm die Giebelfigur in Bronze. Daß er den Zweckbestimmungen der Bauten gerecht werden konnte, ohne seinem Kunstgewissen etwas zu vergeben, beweisen die lustigen Märchenfiguren und Porträtköpfe der Backfische am Schulhaus Hirschengraben (s. S. 62). Bis weit in die Kreise des Volkes hinaus brachten ihm zu meist zwei große Schöpfungen Anerkennung: der Broder-Brunnen in St. Gallen, mehr mit dem edeln Schwungvollen Aufbau und den humor- und lebensfrohen Tierfiguren und Putten als der etwas konventionell idealistischen Hauptfigur \*) — und dann vor allem das Denkmal in Stäfa\*\*). Die wuchtige Gewalt der hinreißenden Bewegung des jungen Bauern, die nur durch etwelche Idealisierung leise gedämpft wird, ist als Symbolisierung des Befreiungsgedankens geradezu populär geworden. Das Volk fühlte instinktiv, daß das aus seiner eigenen Seele herausgeholt war. Daß die Schwächigkeit des Sockels, eine Folge der Unzulänglichkeit der Mittel, der Wirkung des Ganzen Abbruch tut, schmerzte den Künstler zeit lebens.

Die letzten Jahre seines Zürcher Aufenthaltes brachten ihm viel Verdruß, Enttäuschungen und Anfechtungen. In seiner Taubheit unfähig, sich überall hin zu verteidigen, sah er sich dem Konkurrenzneid gegenüber wehrlos und litt doppelt schwer unter allerlei Intrigen und dem Uebelwollen oder Unverständnis der Kunstverteilenden, die er freilich gelegentlich mit unerbittlichem Sarkasmus richtete. Er siedelte 1900 nach Rom über, da man ihm „in Zürich den Nährboden so gründlich entzogen hatte“. Da fühlte er sich bald wohl. „Das Klima in Rom übt einen äußerst günstigen Einfluß auf mein Befinden aus. Und eine Schaffensfreude habe ich da, daß ich selbst fast erstaunt bin. Auch von meinem Speck ist eine schöne Portion flöten gegangen,“ konnte er bald an seinen Freund, Direktor Bontobel, schreiben, der den geschäftlichen Verkehr mit der Schweiz, in dem es Boesch immer peinlich genau

nahm, zu vermitteln hatte. Ideen sprangen ihm auf. „Ich bin voller Projekte und muß jede Tagesstunde ausnützen. Dafür hoche ich dann abends seelenvergnügt beim Weine.“ Er kannte sich in dessen Topographie als ein Mann mit „gußtiger“ Zunge bald genug besser aus als alle Reiseführer zusammen und kostete ihn mit Verstand, allein oder in Gesellschaft mit gebildeten und geistreichen Menschen, wie Fleiner, Maler Fühli, Dr. Zacher, dem Korrespondenten der „Frankfurter Zeitung“ u. a. In der Via Margutta, am Fuß des Monte Pincio hatte er sich eines der vielen hundert Ateliers gemietet. Wieviel tausend Künstler aus aller Herren Ländern haben hier schon Jahre des Glückes stiller Schaffensfreude, innerer Entwicklung, wachsenden Ruhmes oder Tage der Verzweiflung durchgefotet! Vom hemmenden Dienstverhältnis mit der Architektur endlich befreit, lachte nun auch Boesch die Gelegenheit, in freierer Wahl den Gestalten seiner schöpferischen Phantasie

Form geben zu können. Er schien dabei eine Zeit lang noch im Banne Böcklins zu stehen, den er in Zürich kennen gelernt und oft bei seiner Arbeit besucht und dessen Atelier in Hottingen er auch jahrelang innegehabt hatte. Oder war es das Meer, das immer wieder aufgesuchte, das auch sein hochgesteigertes Naturgefühl in Visionen von Nymphen und Tritonen auslöste? Hier konnte er seinem Humor freies Spiel lassen, so im singenden Meerweib mit den zwei Mixenbabies (Meier-Fierz, Zürich; s. S. 60), den beiden Faunen in ihrer komischen, beim Alten lästernen, beim Jungen knabenhaft verschämten Ueberraschung über das

Fischweib, das sich im Netze verfangen (Dr. Amsler, Schaffhausen; s. S. 61 unten), und ganz besonders fein im Leuchtturm von Arbon (Saurer), der dezenten Behandlung des verfänglichen Süßes von der ersten Begegnung des Weibes (Nixe) mit dem Manne (Triton), s. S. 61 oben.

Daneben arbeitete er, in Marmor oder in Bronze, eine Reihe von Statuetten aus, die durch ihre geschmeidigen Linien, ihre sprechende Charakteristik faszinierten, daß sie immer wieder verlangt wurden und ihren Weg bis nach Moskau und Petersburg fanden. Das kam nur so zwischen die großen Arbeiten, und die Aufträge hiefür fehlten nun auch nicht. Er holte sie sich auf öfteren Reisen nach der Schweiz, oder die Bestellung wurde im Atelier gemacht. „Ich bekomme jetzt mehr Besuch, als mir gerade lieb ist; aber das gehört eben leider dazu,“ konnte er schon am 22. Februar 1902 berichten. In diesen Jahren kam er auch wieder zu einem innigern Verhältnis zur Antike, wie u. a. die Grabreliefs in Schaffhausen und Thalwil S. 58 f. zeigen. Nicht daß er jetzt noch ihr klassizistischer Nachempfänger gewesen wäre wie ehemals; aber konnte er die Lösung eines



Hug. Boesch (1857–1911). Bildnismedaille (Bronze, 1902). St. Galler Privatbesitz.

\*) Vgl. den reich illustrierten Aufsatz von Johannes Stauffacher: „Der Broderbrunnen in St. Gallen“ in „Die Schweiz“ I 1897, 218 ff.

\*\*) Vgl. H. Sch.: „Das Patrierndenkmal in Stäfa“ in „Die Schweiz“ I 1897, 88, ferner II 1898 Beilage S. 33 und III 1899 Titelblatt zu Heft Nr. 23.

Ausdrucks- oder Bewegungsproblem nicht finden, so ging er gern einmal in den Vatikan hinüber. Die hehre Antike mit ihrem bezwingenden Adel wirkte dann auslösend auf ihn, etwa wie auf den Dichter allenfalls eine Symphonie Beethovens oder Mozarts. Einen hohen Respekt vor ihr gewann ihm die Antike ab über dem Kopieren des berühmten Reliefs „Die Geburt der Aphrodite“ in den Thermen des Diokletian. Um den geistigen Kontakt der Figuren, von denen zwei die Köpfe verloren haben, wiederherzustellen, erlaubte er sich, der Aphrodite Kopf zu wenden. In Rom fertigte er auch die Modelle zu den Reliefs von den Klugen und den törichten Jungfrauen in der Zürcher Kreuzkirche. Dies große Werk brachte ihm neue Anerkennung; doch kehrte er später nicht mehr gerne zu ihm zurück, weil er sich inzwischen eben durch gründlichere Studien der Antike andere Ansichten über den Charakter des Reliefs gebildet hatte. Nicht daß er von ihr allein beeinflusst worden wäre. Er pflegte vielmehr den Sommer über die Badanstalten zu besuchen, in Zürich oder Rom, und das Meerbad von Porto d'Anzio, zum Studium des menschlichen Körpers.

Vielleicht sein bestes Werk aus dieser Zeit ist sein „Seidenfärber“ (Weidmann, Thalwil; S. 63), der unter allen seinen Schöpfungen dem Realismus der „Moderne“ am nächsten steht. Ueber alles aber lagen ihm am Herzen seine „Meergruppe“ (das bewegte und das ruhende Meer) und die Statuette von Gottfried Keller. Jene sollte sein Chef d'oeuvre werden und wurde sein Schmerzenskind, das er schließlich beim Abschied von Rom in wildem Unmut zertrümmerte. Gottfried Keller im plastischen Bilde festzuhalten, dazu war Boesch berufen wie keiner. Einmal hatte er längere Zeit mit ihm in persönlichem Kontakt gestanden; dann trug er ihn in seinem Herzen wie damals noch ganz wenige, und die Eitelkeit stand nicht zwischen dem Dichter und ihm, obschon er sich ihm verwandt fühlen mußte in der Ueberlegenheit und inneren Freiheit, die sich über die Tollheit und Verdrehtheit der Welt hinwegzusetzen weiß. Immer wieder

kehrte er in Rom zu seinem Kellerbild zurück; viermal gestaltete er es um. Es berührte ihn daher um so schmerzlicher, als die Kunstgesellschaft Zürich, einer kleinlichen Kritik folgend, den Kauf ablehnte.



August Boesch war keiner von den Gewaltigen unter den Plastikern, die der Kunst einen neuen Kanon geben. Auch von ihm galt das faustische Wort: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“ Der Fernstehende lernte zumeist nur die robuste, selbstherrliche kennen; das Feingefühl, der Zartfönn, der angeborene Taft Gleichgesinnten und -gestimmten gegenüber blieb ihm verborgen. Und doch war dies die überwiegende Seite von Boesch's Natur. Das zeigt sich in seinem ganzen Lebenswerk. Er liebte

eigentlich weniger das Energische, Starke, Stürmische und Kraftvolle als vielmehr das Zarte, Feine, Feminine darzustellen. Männlicher Ernst liegt seiner Kunst durchaus nicht fern; aber das Heitere, der Humor waren mehr Inhalt seines Wesens als das Gröblerische, Problematische. Und dennoch, Boesch war von Haus ein gescheiter Mensch, der seine Gedanken klar dachte und in Wort und Schrift präzis hinsetzte. In seiner lautlosen Einsamkeit waren ihm die Stunden zur Einteilung reicher zugemessen als andern, und so schuf er sich eine eigene Lebensanschauung, besonders in den letzten Jahren. Hatte er in den Zeiten seines stürmischen Dranges die Menschen gerne aufgesucht, so zog er sich jetzt auf seinen engern Freundeskreis zurück; er hatte es an sich zu bitter erfahren müssen, daß Niedertracht, Dummheit und Granit ewige Dinge sind, und ob dieser Erkenntnis die Menschen mehr und mehr entbehren gelernt. Unsommer wuchs seine Liebe zu den Tieren: „Sie haben mir nie weh getan!“ pflegte er zu sagen. Pluto, der Hund seines Freundes Bontobel, ward auf seinen täglichen Zürcher Spaziergängen sein steter Begleiter.



August Boesch mit seinem Freund „Pluto“.

Männlich stark in Gesinnung und Tat, war Boesch ein Charakter, und als solcher war er allen, die ihn näher kannten, so teuer und wert wie als Künstler...

Heinrich Moser, Zürich.

## Thomas Thezet.

Skizze von Fritz Müller, Zürich.

Nachdruck verboten.

Thomas Thezet war keine Persönlichkeit, sondern ein Typus. Der Typus des Menschen mit den drei Sichten: Vorsicht, Rücksicht, Umsicht. Weltberrschter sind sie geworden, diese heiligen drei Könige. Ein wenig sind wir alle ihre Untertanen. Mehr der eine, weniger der andere. Ganz frei von ihrer Tripel-

herrschaft habe ich nur einen Menschen getroffen. Aber der war in Afrika und selbst so etwas wie ein Herrscher. Die andern alle machen dreimal am Tage ihre Reverenz vor der Vorsicht, vor der Rücksicht, vor der Umsicht — vorne, rückwärts, drum herum. Vorsicht morgens, Rücksicht mittags und die Umsicht